



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

v. R.- d.: Gubernatis über vedische Mythologie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gubernatis über vedische Mythologie.*)

Zu den hervorragendsten Namen der modernen italienischen Literatur gehört unstreitig Angelo de Gubernatis. Zugleich Dichter und Gelehrter, Professor des Sanskrit am Instituto di Studi superiori in Florenz und Herausgeber der Rivista Europea, einer der gediegensten internationalen Monatschriften Europa's, Mitarbeiter an einigen der bedeutendsten Zeitschriften und Enchlopädien des Auslandes und Verfasser zahlreicher Werke, von denen das umfangreichste „Die zoologische Mythologie“ bereits in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden ist**), zeichnet er sich eben so wohl durch seinen klassischen Stil, wie durch sein eminentes Wissen und seine umfassenden Sprachkenntnisse aus, und verbindet mit der Gründlichkeit des Forschens die seltene Kunst, die wissenschaftlichsten Untersuchungen in einer so klaren und anmuthigen Weise darzustellen, daß auch der Laie sie mit Vergnügen und Interesse verfolgt.

Es ist daher kein Wunder, wenn die Vorlesungen, welche de Gubernatis in Florenz über die „vedische Mythologie“ hielt, so allgemeinen Beifall fanden, daß der Wunsch laut wurde, sie gedruckt zu sehen. So entstand die vorliegende Sammlung von 18 Vorlesungen, welche zwar die vedische Mythologie durchaus nicht erschöpfend behandeln, uns aber doch die hauptsächlichsten vedischen Mythen schildern und erklären. Da der Verfasser sich indessen bei diesen Auslegungen nicht bloß auf die indische Götterlehre beschränkt, sondern die Religionen aller alten indo-europäischen Völker in den Kreis seiner Untersuchungen zieht, und bald die Namen der Götter und Helden mit Hilfe der vergleichenden Sprachforschung, bald den Inhalt der Mythen durch Anführung ähnlicher Züge aus den Märcen, Volksliedern und Gebräuchen der jetztlebenden Stämme zu erläutern sucht, so geben uns seine Vorlesungen ein treffliches Gesamtbild von der Entstehung und Entwicklung der religiösen Anschauungen sämtlicher Völker des indo-europäischen Sprachstammes überhaupt, so wie der Mythe insbesondere. Deshalb folgt de Gubernatis bei der Reihenfolge seiner Vorlesungen auch der Naturgeschichte der Mythe. Er selbst sagt darüber in dem Briefe an Ernst Renan, dem er das Buch widmet: „Die erste Mythe, welche entsteht, ist vorzugsweise ein Bild; die zweite ist vorzugsweise eine Person und die dritte ist vorzugsweise eine Idee; die erste ist eine leichte Figur, die zweite ein beweglicher Held, die dritte wird eine Gottheit oder ein Götzenbild, das fest vor den Augen seines blinden Ver-

*) Letture sopra la Mitologie Vedica fatte dal prof. Angelo de Gubernatis. Firenze 1874.

**) Die Thiere in der indo-germanischen Mythologie. Uebers. von Hartmann. Lpz. 1874.

ehrer's steht; die erste ist physisch, die zweite menschlich und die dritte wird metaphysisch im Himmel, thierisch auf Erden."

Bei den Beschreibungen hat sich der Verfasser bemüht, möglichst nur solche Töne und Bilder anzuwenden, welche der Sprache in den vedischen Hymnen eigen sind, und sorgfältig alle Farben zu vermeiden, die nicht altindisch waren, um auch dadurch den Leser gewissermaßen in die Zeit des Ursprungs der vedischen Mythen zu versetzen. In den Worterklärungen und Auslegungen der Mythen ist er häufig von dem hergebrachten Wege abgewichen, und hat namentlich in den Vorlesungen über das Wasser, das Feuer, den Wind, über Indra, Brahman und die Aërin ganz neue Untersuchungen angestellt, welche ein wesentlich anderes Licht über die betreffenden Mythen werfen. Ob er dabei immer das Richtige getroffen, müssen wir dem Urtheil Derer überlassen, welche sich ausschließlich mit dem Text der Veden beschäftigt haben. Jedenfalls ist es dem Verfasser schon als nicht geringes Verdienst anzurechnen, daß er selbst in den Fällen, wo er sich geirrt haben sollte, die Aufmerksamkeit der Forscher auf die Stellen gelenkt hat, die entweder noch mißverstanden worden sind, oder wenigstens Anlaß zu verschiedenen Deutungen geben können. Bevor nicht das ganze zu einer vergleichenden Mythologie der indo-europäischen Völker nöthige Material vorliegt, kann ohnedem nicht von einer endgültigen Sicherstellung der bisherigen Annahmen die Rede sein, da dieselben durch jede neue Sammlung von Sagen, Märchen und Glaubensmeinungen eines Stammes schwankend werden können. Was wir aber dahin Gehöriges in den verschiedenen Literaturen der Germanen, Slaven, Kelten und Romanen besitzen, hat de Gubernatis mit wahrhaft staunenswerthem Fleiß benutzt und mit großer Gewandtheit zu seinen scharfsinnigen Combinationen verwendet.

In der ersten Vorlesung wird das Problem gelöst: gab es zuerst einen Gott oder mehrere Götter? Die ursprüngliche Bedeutung des vedischen Ausdrucks für Gott, Devas, beweist, daß man anfangs das Himmelsgewölbe selbst als hell und glänzend dafür ansah, und es erst später zum Wohnsitz von mehreren Göttern machte, die sich aus den Veränderungen und Naturerscheinungen, welche man am Himmel beobachtete, ergaben. Der Himmel mit seinen verschiedenen Namen und Gestaltungen ist daher der Gegenstand der zweiten Vorlesung. Die dritte behandelt „die Morgenröthe“, welche in den vedischen Hymnen bald als prächtiges, rein physisches Phänomen, bald in Frauengestalt als schönes Mädchen, als Tänzerin oder als Heldin, bald als Göttin, welche „aufweckt“ und „erleuchtet“, dargestellt wird.

Die vierte Vorlesung beschäftigt sich mit der „Sonne“, dem glanzvollsten und mächtigsten Gestirn des Himmels, welchem die Erdenbewohner Licht, Wärme und Fruchtbarkeit des Bodens verdanken. Zu ihrer Bezeichnung

hat die Sanskritsprache nicht weniger als tausend Benennungen, welche in einem besonderen Kataloge verzeichnet sind, und diese Fülle von Namen bekundet hinlänglich die Aufmerksamkeit, die man ihr in Indien geschenkt und erklärt zugleich den Reichthum von Mythen, die sich um die Sonne weben.

Der Sonne folgt naturgemäß in der fünften Vorlesung der „Mond“, der bald als männliches, bald als weibliches Wesen auftritt, und je nach seinen Phasen andere Namen erhält. Wie die Sonne am Tage gilt der Mond in der Nacht als Befruchter der Erde, weshalb beide als Gatten dargestellt werden und nicht selten eine und dieselbe Person bilden, und wie die Sonne die Tage theilt, theilt der Mond die Monate und wird zum Zeitmesser des Jahres, indem die vedischen Worte *mās* und *māsa*, Mond und Maß, von der Wurzel *mā*, messen, herstammen.

Gegenstand der sechsten Vorlesung ist das „Feuer oder Agni“. Obwohl die nach Indra in den Veden am häufigsten angerufene Gottheit, ist Agni doch einer der am wenigsten persönlichen Götter des vedischen Olymps, dessen Wohnsitz am unbestimmtesten, dessen Gestalt am schwankendsten bleibt. Er wird als lebendes Geschöpf vom trockenen Holz geboren, bringt seine Eltern um, weil Feuer das Holz verzehrt, und wird, da die Mythe zur Entschuldigung dieser That die Eltern als grausam und als Verfolger der Jugend schildert, zum Befreier und Erlöser.

Das himmlische Feuer dagegen, der Blitz, ist bald das erste Geschöpf der Welt und Vater der Götter, bald identisch mit der Sonne und vom Himmel herabgestiegen auf die Erde. Ihm werden Opfer gebracht, um es zum Freund zu haben, ihm die irdischen Freuden des Tages und die Seligkeit des Todten zugeschrieben, weshalb es auch von den Göttern selbst in seinem Versteck, dem Wasser, gesucht wird.

Dieses wird in der siebenten Vorlesung besprochen. Es bildete den Anfang der Welt und erzeugte das Ei Brahma's, des Herrn der Schöpfung. Meistens werden aber in den vedischen Hymnen die Gewässer gefeiert, als liebevolle Mütter und Göttinnen begrüßt und als heilbringend gepriesen. Aus den himmlischen Flüssen oder dem himmlischen Ocean entstand Agni, der Schützer der Gewässer, aus ihnen schöpften Indra und andere kriegerische Götter ihre Kräfte, aus ihnen erhoben sich die Wellen in Gestalt von Mädchen oder Nymphen, die nicht selten zu den Menschen herabsteigen und sich mit ihnen vermischen.

Die achte Vorlesung behandelt den „Wind“. Sein Ursprung ist eben so unsicher, wie sein Wesen. Er erscheint in den Veden theils ehelich verbunden mit den rothen Wolken, mit den Gewässern und mit den Frauen, theils als Erzeuger. Sein Sinnbild ist die Taube, welche im hellenischen

Alterthum der Vogel der Liebesgöttin, im Christenthum das Symbol des heiligen Geistes ward. Wie die Worte anila und anala, Wind und Feuer, aus derselben Wurzel an kommen, welches blasen, wehen, bedeutet, so ist auch der Wind, gleich dem Feuer, die Seele der Götter und der Befruchter der Welt; das griechische anemos (Wind) steht in engster Verwandtschaft mit dem lateinischen anima, und die Marutas, die Söhne des Windgottes, deren es bald 27, bald 180 giebt, werden in der christlichen Mythe zu Seelen der Verstorbener. In der vedischen folgen sie dem Kriegsgott Indra oder Kâma, der zugleich Liebesgott ist.

Trashtar, der Schmied der Götter, mit dem sich die neunte Vorlesung beschäftigt, ist der erste rein persönliche Gott der Veden ohne allgemeinen Begriffsnamen. Er vermag nach Belieben Gestalten jeglicher Art zu schaffen, kann sich unsichtbar machen, besitzt die magische Kunst und ist der Anfang zum vedischen Teufel. Er hat nicht nur Boten und Frauen in seinem Gefolge, sondern auch Schüler, die ihrerseits meist unsterbliche Götter werden und schmiedet für Indra, den Regen- und Donnergott, die Waffen.

Indra, von dem die zehnte Vorlesung handelt, ist von allen Göttern des vedischen Olympos der mächtigste, charakteristischste und angerufenste, theils aus Liebe, theils aus Furcht. Sein Name bedeutet ursprünglich innere oder mittlere Schicht, und bezeichnete anfangs den Luftkreis oder die Region der Winde und Gewitter, welche der Donnergott beherrscht. Als der heroischste der Götter, ist auch seine Geburt die wunderbarste Schöpfung des Himmels. Der Herr des Himmels ist zugleich der Sohn des Himmels und nach einer Legende die Frucht der Buße. Raum geboren, erscheint er als starker Held der seine Kraft aus dem Wasser schöpft, das er trinkt. Alle Ungeheuer sind ihm feindlich und werden von ihm erlegt, bis er durch die Liebe, den Lohn seiner Thaten, zu Grunde geht.

Auf Indra folgen in der elften Vorlesung die beiden Açvin, die „Ketter“ und Vorbilder des echten Ritterthums, die Morgen- und Abenddämmerung, häufig auch identisch mit Sonne und Mond, den beiden schnellen Gestirnen, oder mit Tag und Nacht. Der Eine von ihnen ist stark und siegreich im Kampf, der Andere reich, und beide Brüder sind jung, schön, behend und unermüdet im Gutes thun.

Der Gott Yama, der Gegenstand der zwölften Vorlesung, ursprünglich die untergehende Sonne ist der Gott der Todten. Er heißt der „Gebundene“, „Gezäumte“, wird aber später selbst der Bindende oder Zäumende, indem er den Sterbenden seinen Strick um den Hals wirft, und führt die Seelen auf noch unbekanntem Wege ins Jenseits, wo sie ihren Lohn, oder ihre Strafe empfangen.

Die dreizehnte Vorlesung behandelt die Dämonen, welche bei den Grenzboten IV. 1875.

Indern nicht wie andermwärts unveränderlich ihren böshaften Charakter beibehalten, sondern die Beweglichkeit der Götter theilen und mit diesen häufig die Rollen tauschen. Wie es anfangs noch keinen deutlich unterschiedenen Gott gab, so existirte ursprünglich auch noch kein besonderer Teufel, sondern nur Dämonen, welche als Kinder eines und desselben Vaters sich gleich an Macht und Ansehen waren, und sich auch äußerlich nicht von einander unterschieden. In der ersten Zeit waren sie sogar den Göttern nicht unähnlich, bis sie durch Anmaßung und Selbstüberhebung ihre frühere Ueberlegenheit einbüßten und im Kampfe mit den Göttern unterlagen.

In der vierzehnten Vorlesung wird Pragâpati und Purusha besprochen, der „Herr der Schöpfung“ und das „Allgemein-Männliche“, zwei Figuren der späteren Veden, während sich die drei folgenden Vorlesungen mit Brahma, Vishnu und Rudra-Siva, den Gottheiten der indischen Dreifaltigkeit, beschäftigen.

Brahma, der „Weite“, welcher „sich ausdehnt“, steht an der Spitze der Trias, obwohl manche Sekten Vishnu oder Siva über ihn stellen. Er ist der Gott des Gebets und der Andacht, ohne den kein menschliches oder göttliches Werk Fortgang hat, und der besondere Gott der Brahmanen, mit deren Beistand man Alles erreichen kann. Nach ihm heißt der höchste Himmel das Paradies der Seligen, Brahma-loka, und das Ei des Weltalls, welches auf dem Wasser schwamm und den Herrn der Schöpfung in sich barg, Brahma-mânda. Da er als kolossal groß dargestellt wurde, hielt man ihn nicht nur für den Träger der Welt, sondern übertrug auch auf ihn die Herrschaft des Himmels und setzte ihn allmählich an Indra's Stelle.

Unter Vishnu und Siva dagegen dachte man sich anfangs die Sonne und den Mond, und wie von der Sonne, haben die Inder auch von Vishnu tausend Namen. In der späteren Zeit jedoch mußten beide Gottheiten soviel mythische Wandlungen durchmachen, daß ihr ursprünglicher Charakter schon zu erkennen ist. Dem Wortlaut nach ist Vishnu der „Durchdringende“, und die Erklärer der Veden identificiren ihn bald mit Agni dem Feuer, bald mit Vâyu, dem Wind. Eben so häufig ist er eins mit Brahma, Siva und Indra oder tritt als himmlischer Rock auf. Immer aber hat er Züge an sich, die der Sonne angehören, und wenn er gewissermaßen, namentlich in brahmanischer Zeit, der eigentliche Universalgott ist, so wird Rudra-Siva, der sich vorzugeweise als phallische Gottheit zeigt, zwar ebenfalls dazu erhoben, indessen als allgemeiner Zerstörer mehr gefürchtet, als geliebt. In frühester Zeit stellte er gleich Yama die untergehende Sonne dar, und hatte viel Aehnlichkeit mit dem Gott der Todten. Später vermengt sich sein Bild mit dem des Mondes; er ward der Herr aller Heilmittel und der Bogenschütze des Himmels, und trat mehr und mehr an Stelle Indra's und der andern Götter.

Die Epochen dieser mannigfachen Umwandlungen des ursprünglichen Charakters der verschiedenen Gottheiten in den vedischen Mythen bilden den Gegenstand der letzten oder achtzehnten Vorlesung, welcher zur leichteren Benutzung des ganzen Werkes noch ein ausführliches alphabetisches Verzeichniß folgt, das alle Namen und Dinge enthält, die in sämtlichen Vorlesungen vorkommen.

Da wir noch kein einziges populäres Buch über die vedische Mythologie besitzen, wäre es wahrhaft wünschenswerth die Vorlesung des Professors U. de Gubernatis recht bald in einer deutschen Ausgabe erscheinen zu sehen, damit sie auch den Lesern zugänglich wären, welche des Italienischen nicht mächtig sind, wenn auch freilich ein Hauptvorzug dieses Werkes: der unnachahmliche Wohlklang der Sprache, in der es geschrieben ist, im Deutschen verloren gehen würde.

v. R. — d.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, 7. November 1875.

Am 27. Oktober ist der deutsche Reichstag eröffnet worden. Wenn seit der Gründung des deutschen Reiches und seit der Eröffnung der ersten Reichstagsession jede folgende Session, Dank dem großen geschichtlichen Zug, den Deutschlands Kanzler dieser Epoche gegeben, unter bedeutenden Anzeichen eröffnet worden, so gilt dies von der gegenwärtigen Session nicht am wenigsten. Ein sehr merkwürdiger Sommer, merkwürdig durch diplomatische Feldzüge und Resultate, liegt hinter uns, dessen Wichtigkeit allerdings die zukünftige Geschichtsschreibung mehr beschäftigen wird, als die ziemlich ahnungslose Gegenwart. Ich habe in diesen parlamentarischen Briefen die auswärtige Politik nur soweit zu beleuchten, als sie die parlamentarischen Dinge beeinflusst. In dieser Beziehung ist Folgendes anzumerken. Wir sind — wir glauben nicht, daß es heißen muß: wir waren — in eine Friedensperiode eingelenkt, wie sie nach dem Ausdruck der Thronrede in den letzten zwanzig Jahren vor der Herstellung des deutschen Reiches niemals so gesichert gewesen ist. Zur Begründung dieses erfreulichen Satzes bezieht sich die Thronrede auf das Dreikaiserbündniß und auf die in den Mailänder Oktobertagen neu besiegelte Freundschaft Deutschlands und Italiens. Es wird keine indiskrete Vermuthung sein, daß eine große Ursache der Friedenszuversicht darin liegt,